

Dritter Abschnitt.

Nach der Schulzeit.

Das Pensionat. Das Lyzeum ist absolviert. Ein Bedürfnis, eine weiterführende Bildungsanstalt zu besuchen, besteht nicht. Aber die Eltern haben das Gefühl, daß der nunmehr 16 Jahre alt gewordenen Tochter noch manches fehle, was sie zum Leben nötig habe. Sie schicken sie darum „ins Pensionat“, möglichst im Ausland. Französisch oder Englisch soll an der Quelle studiert und dabei neben anderem vor allem das gewonnen werden, was man „Schliff“ nennt.

Wie steht es nun mit dem tatsächlichen Erfolge dieser Bildung? Sind einige Jahre verflossen, und es brauchen gar nicht viele zu sein, so weiß die Mehrheit der Töchter gar nichts mehr mit ihrer Sprachfertigkeit anzufangen. Sie hat sie eben eingeübt. Die mangelnde Übung hat diesen negativen Erfolg gezeitigt. Wortschatz und Sprachfähigkeit minderten sich zusehends; Zeit und Geld waren so ziemlich umsonst ausgegeben. Aber auch abgesehen davon wird in den meisten Pensionaten wenig an Bildung gewonnen. Stadtschulrat Dr. Längen in Frankfurt am Main schreibt: „Die Maßnahmen, welche gewohnheitsmäßig von sehr vielen Familien aus den hier in Betracht kommenden Kreisen zum Zwecke einer weiteren Ausbildung ihrer Töchter, nachdem diese die Schule verlassen haben, getroffen werden – Ueberweisung in ausländische Pensionate – haben nicht nur im allgemeinen für die Entwicklung des Urteils und des Charakters der Mädchen wenig Wert, sondern sind in vielen Fällen geradezu geeignet, die guten Grundlagen zu zerstören, welche die Schule gelegt hatte.“ Clemens Nohl spricht in seiner Reformpädagogik*) von der Geldmacherei dieser Erziehungsinstitute, ferner von der vielfach gegebenen Dürftigkeit und Schädlichkeit der leiblichen und geistigen Nahrung, welche das Mädchen in den Pensionaten finde, „wie es mit dem Unterrichte der „Professoren“ in vielen Fällen recht windig aussehe, wie der Zusammenfluß von Mädchen aus aller Herren Länder ein ebenso großes Heer von Unarten zusammenbringe, wie hier die tollsten Streiche gemeinschaftlich verübt, die „Erzieher“ und „Erzieherinnen“ nicht selten betrogen und gefoppt werden, etc.

Die Pensionate sind meist Gründungen von Privaten. Das eine verdankt seinen Ursprung einem Ehepaar, das auf dem nicht mehr ungewöhnlichen Wege Geld machen will. Das andere ist von einer Witwe ins Leben gerufen, welche die Not des Daseins auf den Gedanken brachte, Mädchen für das Leben abzurichten. Das dritte verdankt einer alt gewordenen Dame, die nichts Besseres anzufangen wußte, seine Existenz. Innerer Beruf – und nur der legitimiert zum vornehmsten Erdenamt, zum Amt der Erziehung der Unerzogenen – Liebe zur Menschheit, Aufopferungslust, die Fähigkeit, zu verzichten und zu entsagen, Freude am Wachstum der Menschenseele führen nur selten zu Pensionatseinrichtungen. In vielen, wenn nicht in den meisten Fällen dürfte Spekulationsgeist der Ansporn zu den Schöpfungen sein. Und darum fehlt meistens

*) Lehrbuch der Reformpädagogik für höhere Lehranstalten, Essen 1901, I. p. 181

gerade das, was unsere Jugend allein zu fördern vermag: die aus dem Respekt vor der Majestät der sich entwickelnden Seele entspringende aufopfernde,* selbstlose Hingabe an die Bedürfnisse unserer Mädchen, die reine Hingabe an die Anforderungen, welche im unerwachsenen Mädchen bereits die zukünftige Mutter, Hausfrau und Gattin stellt.*)

Doppelt ist die Weggabe der Mädchen aus dem Elternhause zu verurteilen, wenn sie noch nicht einmal 16 Jahre alt geworden sind. Bis zu diesem Zeitpunkte wenigstens sollten sie, wenn es die Verhältnisse nur einigermaßen gestatten, in beständiger Umgebung der Eltern, insbesondere der Mutter sein. Denn was Pestalozzi von dem Kinde und seinem Verhältnis zur Mutter sagt, das gilt mutatis mutandis auch von der Jungfrau: „Lieblicher als deine Stimme tönt dem Kinde keine Menschenstimme; sein Herz walle, und Liebe lächelt auf seinen Lippen, wenn du nur redest. Du bist ihm alles; denn es herrscht ein inniger Zusammenhang zwischen deinem Reden und deinem Tun. Das Band dieses Zusammenhangs ist deine sich ihm hingebende, deine sich ihm aufopfernde Kraft. Was du unter keinen Umständen und für keinen Gegenstand auf Erden gerne leiden, gerne tun würdest, das tust und leidest du gern um seineswillen; um seineswillen wirst du selbst wieder ein Kind, und achtest für das Größte deiner Kunst, selbst kindisch zu handeln, um seine kindische Seele zu wecken. Dadurch bist du sein Lehrer, wie ewig kein Mensch Lehrer sein kann.“**)

Paul Heyse feiert die Mutter also:

„So weich und warm
Hegt dich kein Arm,
Wie sich's in Mutter Armen ruht.
Kein bess'res Heil
Wird dir zu teil,
Als wenn du stehst in Mutter Hut.“

Wie die ersten Keime der Liebe und des Vertrauens sich nur für die Mutter und durch die Mutter entwickelten und für keinen und durch keinen anderen, so kann auch nur die Mutter allein der heranreifenden Jungfrau das sein, was ihr in einer kritischen Epoche ihres Lebens niemand anderes sein kann, mit der Mutter die teilnehmende Freundin, die mit trägt, mit leidet und mit hofft. Im allgemeinen sollte man die Mädchen so lange im Elternhause zurückbehalten, bis sie befähigt worden sind, sich einigermaßen selbst zu erziehen. Die Familienerziehung ist eben der Grund- und Eckstein aller Erziehung, das Elternhaus die vornehmste Pflegestätte der beglückenden Tugend.

Arbeitsamkeit und Fleiß als Grundlage des Glückes. Soll das Elternhaus der Garten sein, in welchem das Edelste, das existiert, die Menschenblüte, reift, dann muß eine große Voraussetzung erfüllt sein: Arbeitsamkeit und Fleiß müssen als die Grundlage des Glückes erkannt, leeres Tändeln für die Tochter verpönt sein.

Wie oft kann man beobachten, daß die der Schule entwachsene Tochter einem hohlen Dasein, einem dumpfen Hinleben ausgeliefert wird. Ist sie „nicht darauf an-

*) Aus meiner Schrift: Frauenfrage, höhere Mädchenschule und Mädchenschulreform 1904, p. 21/22.

**) Paul Natorp: Pestalozzi und die Frauenbewegung, Dürr, Leipzig 1905, p. 32/33.

gewiesen“, einen Beruf zu ergreifen, hat sie gar in dem teuren Pensionsjahr mit Parlieren, Musizieren, Malen und Charmieren sich tausend Oberflächlichkeiten angewöhnt, so sitzt sie einige Jahre gedankenlos zu Hause und wird von einer unvernünftigen Mutter bewußt oder unbewußt dazu angeleitet, ihren Wert darin zu suchen, was die Welt von ihr hält, zumal die Welt der Männer. Bald ist das Leben vieler Mädchen weiter nichts, „als ein mehr oder weniger verstecktes Haschen nach Ballerfolg und möglichst früher Verlobung.“*) Doch nein! das trifft nicht ganz zu! höre ich einwenden. Die Tochter ist nicht ganz gedanken- und arbeitslos: Sie stickt und häkelt, singt und musiziert, hilft ab und zu im Haushalt, so gegen Weihnachten, wenn es die anregende Arbeit der feineren Bäckerei zu verrichten gilt, oder bei einer Einladung, wenn der Tisch geschmackvoll hergerichtet und garniert werden soll. Sie nimmt auch ab und zu ein Buch in die Hand und liest einen seichten, Herz und Sinn verwirrenden, sentimental süßlichen Roman.

Es gibt Leute genug, die eine solche Betätigung ihrer Tochter für hinreichend zum Lebensglück halten. Sie ahnen nicht, daß sie ihr dadurch gerade das rauben, was sie ihr zu gewähren vermeinen. Die geschilderte Art, die Zeit totzuschlagen, bei vielen zur Virtuosität ausgebildet, ist die beste Illustration, der überzeugendste Beweis des psychologischen Talbestandes der „betriebsamen Faulheit.“ Sie muß auf die Anklagebank im Interesse einer vernünftigen und lebensfördernden Erziehung der der Schule entwachsenen Tochter, im Interesse der zukünftigen Hausfrau, Gattin und Mutter. Auch der vornehme Müßiggänger hat sich überlebt.

Wir leben im Zeitalter der Arbeit. Für die Fürsten ist in unseren Tagen das Amt eine beständige Mahnung ernster Pflichterfüllung, ein Auftrag ununterbrochener Tätigkeit und Hingabe an das große Ganze. Für die Besitzenden hat ebenfalls seit Friedrich dem Großen der Besitz aufgehört, dem Herrn in der Eigenschaft des Besitzers Ehre einzubringen. Er muß arbeiten und in beständiger Kräftenfaltung den Besitz erhalten und mehren, wenn er als voll angesehen werden will. „Nichts gleicht dem Tode mehr als der Müßiggang“, lautet ein Wort des Philosophen von Sanssouci, und Goethe bekennt: „Elender ist nichts, als der behagliche Mensch ohne Arbeit; die schönste der Gaben wird ihm Ekel“. Der Müßiggänger wird heute in allen Schichten der Bevölkerung als ein Erbarmungswürdiger bemitleidet oder als ein Verdammenswerter beiseite geschoben. Solange der Mensch nichts leistet, ist er eben vor dem Forum der Sittlichkeit eine Null. Der Taugenichts steht auf gleicher Stufe mit dem Gestein, der Pflanze und dem Tier, denen das bloße Dasein genügt. Der moderne Mensch aber gewinnt seinen spezifischen Wert nur durch Arbeit.

Karl Ritter nannte einst die Erde das Erziehungshaus der Menschheit. Heute, wo sie in ihrer ganzen Ausdehnung zum Schauplatz geschichtlicher Arbeit geworden ist, sind auch die Kräfte aller Menschen, die geistigen wie die physischen, in vollem Maße erforderlich, dieses Erziehungshaus unseres Geschlechts in zweckentsprechender Weise auszugestalten und die Erziehungsarbeit in die der Würde des Menschen meist entsprechenden Bahnen zu lenken. Zur allumfassenden Kulturarbeit aber sind alle Kräfte aller Menschen bestimmt. Zur Grundlage unseres Seins und zum Gott der Kultur ist die Arbeit geworden. Erzählungen aus grauer Vorzeit lassen die Menschen zur Strafe der Arbeit überantwortet werden. Unserer heutigen Auffassung nach ist es die Arbeit allein, welche uns Menschen Heil, Glück und Zufriedenheit bringt.

*) W. Lingen: Fragen der Frauenbildung, Teubner 1904 p. 20.

Notwendigkeit und Bedeutung der Berufsarbeit für das deutsche Mädchen. Unser deutsches Volk lassen wir gerne an der Spitze der Kulturnationen marschieren. Neben den Errungenschaften in Kunst und Wissenschaft und Technik, den Fortschritten in Industrie und Handel und der Lebenshaltung des einzelnen rühmen wir die hohen Eigenschaften, die in der Geschichte unseres Volkes ebenso wie im alltäglichen Leben beobachtet werden können: den deutschen Fleiß und die deutsche Gründlichkeit, die deutsche Wahrhaftigkeit und die deutsche Treue. Den Deutschen war es vom Schicksal vorbehalten, in blutigen Kämpfen der Menschheit die Tugend der Toleranz zu erobern und sicherzustellen. Nur den Deutschen ist es nach den schönen Worten von Gervinus*) so vorzüglich gegeben, zu glauben ohne Aberglauben, zu zweifeln ohne Verzweiflung und frei zu denken, ohne frivol zu handeln.“ Es ist das griechische Maßhalten, was unser deutsches Volk in so vielen Dingen auszeichnet.

Im Begriff der Kultur liegt das Bestreben der Weiterentwicklung nach außen und innen. Ein Rückwärts gestattet sie nicht. Vorwärts und aufwärts ist ihre Lösung. Das deutsche Volk hat Konkurrenten. Die übrigen Nationen arbeiten in der gleichen Intensität und mit dem gleichen Ernst, im Wettlauf der Völker nach den höchsten Zielen zu bestehen. Als höchstes Ziel erscheint uns die Verwirklichung der Humanität, die idealste Lebenshaltung, bei der die Auswirkung des Freiheitsgedankens mit den Interessen der Gesamtheit in harmonischem Einklang steht. In diesen Dienst sehen wir — mittel- oder unmittelbar — die Tätigkeit des Künstlers und Gelehrten und Staatsmannes, wie die des Industriellen, des Ingenieurs und des Handarbeiters treten, indem jede Art Arbeit der Befriedigung der physischen, geistigen oder moralischen Bedürfnisse des einzelnen und der Gesamtheit zustatten kommt. Das Kulturbewußtsein unserer Tage ruff nun zu solcher Arbeit alle auf, die Menschenanliß tragen, und damit alle, welche den Segen solcher Arbeit genießen. Niemand darf mehr abseits stehen und nur Empfänger sein wollen. Jeder muß etwas leisten und geben, wenn er fernerhin nicht als Drohne der Gesellschaft verachtet und beiseite gestoßen sein will. Auch der weibliche Teil unserer Gesellschaft muß dienend sich in das Ganze einfügen, wenn er als würdiges Glied betrachtet werden soll. Da alle Arbeit, die unter einen ordnenden Gesichtspunkt gestellt wird, produktiv wirkt, so darf im Ganzen der menschlichen Gesellschaft keine Kraft mehr ungenutzt bleiben. Will das deutsche Volk auch fernerhin unter den Kulturnationen seinen Rang behaupten, so muß auch der weibliche Teil erzogen werden zum dienenden Glied des Ganzen, es muß auch das Mädchen in den Stand gesetzt werden, in der Form der Berufsarbeit einmal seinen Beitrag der Kulturgesellschaft zu leisten.

Da höre ich aus den Reihen derjenigen, auf die Gedankengänge, wie die vorstehenden keinen Einfluß machen, einwenden: „Ja, ganz recht, wer es nötig hat, der soll nur einen Beruf erlernen. Unsere Tochter ist glücklicherweise so gestellt, daß sie das nicht braucht. Die soll einmal heiraten. Für sie ist gesorgt.“ Aber, so frage ich die Kurzsichtigkeit: Wer garantiert in unserer Zeit dafür, daß die Glücksumstände, in denen du dich augenblicklich befindest, für die Deinen in zehn und zwanzig Jahren noch die gleichen sind? Wer übernimmt weiterhin die Gewähr, daß der rechte Mann kommt, deine Tochter heimzuführen? Zum dritten: Braucht man für die Ehe gar keine Vorbereitung? Freilich, deine Tochter hat kochen, nähen und zuschneiden gelernt. Aber genügt das, wenn sie dazu kommen sollte, Frau und Mutter, Gattin und Erzieherin der Kinder zu werden? Die Antwort lautet für die gebildete Frau unbedingt und ohne

*) Geschichte der deutschen Dichtung IV 413.

Einschränkung: „Nein“ und das in Hinsicht auf die Kulturlage unserer Zeit, in Hinsicht auf die zu erhöhende geistige Lebenshaltung in den Familien der besser situierten Kreise, in Ansehung der tausend Kanäle, die heute Wissen und Können verbreiten und dazu antreiben, in der Jugend die Mittel sich anzubilden, die das Leben in der Kulturgesellschaft erfordert.

Auch für die Ehe kann die Vorbereitung nicht gründlich genug sein. Auch für die Wechselfälle, die im Leben der Verheirateten durch Tod und sonstige Unglücksfälle eintreten, ist es gut, wenn neben dem Manne die Frau einen Beruf erlernt hat, gleichgültig welchen. Da höre ich einwenden, wenn es schon sein muß, dann einen „standesgemäßen“. Hören wir dazu die Schicksale zweier Frauen, wie sie uns H. Gruber in seinem trefflichen Buch: „Rulhs Erziehung“, nach Natalie von Rümelin-Oesterlen erzählt:

„Ein junger Arzt ließ Weib und Kinder in ungenügenden Vermögenverhältnissen zurück. Die Frau hatte nur die Wahl, irgendeinen einträglichen Beruf zu ergreifen, um für ihre Kinder entsprechend sorgen und sie etwas Tüchtiges lernen lassen zu können oder in den dürftigsten Verhältnissen mit Unterstützung ihrer Verwandten weiterzuleben. Sie hatte den Mut, sich für das erstere zu entschließen und zwar wurde sie – Hebamme. Ihr Gatte hatte sie sehr lieb gehabt, und sie war eine hochgebildete, geschickte Frau von der unbequemen, modernen Art, die nach einem Ausspruch des bekannten Theaterintendanten Freiherrn v. Berger ihren Gatten beunruhigen, indem sie sein „geistiges Leben“ teilen wollen. Durch diese verwerflichen Eigenschaften war es gekommen, daß sie ihrem Gatten allerlei kleine Handreichungen bei der Ausübung seines Berufes tun durfte, daß er, daran anschließend, seinem „kleinen Assistenten“, wie er sie zu nennen liebte, allerlei Erläuterungen gab und das lebhafteste Interesse für seine Wissenschaft in ihr weckte. Weil ihre Mittel zum medizinischen Studium nicht ausreichten, so machte sie einen Kursus in der Landeshebammenanstalt durch und bestand das Examen glänzend. Da sie, wie schon gesagt, sehr gebildet und geschickt war, trotz ihres verpönten und doch so unentbehrlichen Berufes, bekam sie bald eine sehr gute und große Praxis, denn sie verstand es, den betreffenden anderen „Damen“ die schwersten Stunden in feiner, taktvoller Weise zu erleichtern, eben weil sie selbst nicht nur Frau und Mutter, sondern eine wirkliche Dame war, die wußte, daß sie gegen ihre unversorgten Kinder heiligere Pflichten hatte, als gegen ihren „Stand“. So lange und so oft man dieser Frau in einer Familie bedurfte – es waren auch solche darunter, bei denen sie in früheren Zeiten ein gern gesehener und gefeierter Gast gewesen war – konnte man ihr nicht genug Anerkennung zollen und rühmte und empfahl sie allerorten. War aber die schlimme Zeit vorüber, und bedurfte man ihrer Hilfe und ihres ermutigenden Zuspruchs nicht mehr, so übersah man sie bei gelegentlichen Begegnungen und kannte sie nicht mehr – bis zum nächstenmal. Wozu auch? Man hatte sie bezahlt und fühlte keine Verpflichtung, dem mutigen Weib nachzufühlen, was es auf seinem dornigen Pfad vielleicht zu leiden hatte. Nun aber wendete sich das Blatt wieder. Im Laufe einiger Jahre hatte die in jeder Beziehung „weise Frau“ so viel erspart, daß sie mit ihren Kindern nach Zürich übersiedeln und Medizin studieren konnte. Als sie nach Jahr und Tag mit dem Dokortitel in die Heimat zurückkehrte und eine bekannte Frauenärztin geworden war, wurde sie gesucht und gefeiert und mit Einladungen überschüttet und war plötzlich wieder „standesgemäß“ geworden. Sie denkt groß genug, um niemandem etwas nachzutragen, ist aber in ihrem Innersten überzeugt, daß sie als Hebamme mindestens ebensoviel genützt und geholfen hat, wie in ihrer jetzigen Stellung.

Ein städtischer Baurat, seit drei Jahren Beamter einer norddeutschen Provinzialstadt, erkrankte an einem schweren Gehirnleiden und hinterließ nach dreijähriger Krankheit seine Frau mit drei kleinen Kindern und der Aussicht auf ein winziges Vermögen, von dessen Ertrag zurzeit seine alte Mutter noch lebte. Im letzten Stadium der Krankheit ihres Gatten hatte die verzweifelnde Frau neben all den anderen Aerzten auch einen Naturarzt beigezogen. Dieser Mann bot ihr nach dem Tod ihres Mannes an, sie solle das Massieren erlernen und an seiner kleinen Naturheilanstalt die Leitung der weiblichen Abteilung übernehmen. Die Frau war als Tochter eines sehr reichen Großindustriellen aufgewachsen und hatte eine sehr gute Erziehung genossen, sang mit großem Erfolg in Konzerten und Gesellschaften und spielte auch vorzüglich Klavier. Als Pension zahlte ihr die Stadtverwaltung für sich und ihre Kinder 37,50 Mark im Monat, ihr Vater hatte schon vor einigen Jahren sein Vermögen verloren und war seiner Frau in den Tod nachgefolgt; ihre Brüder waren selbst verheiratet und konnten und wollten ihr nicht einmal mit Rat beistehen, was sonst doch für sehr billig gilt. Statt nun die Zahl der überschüssigen Gesang- und Klavierlehrerinnen in der kleinen Stadt zu vermehren und ihre Kinder in die Volksschule zu schicken, wurde sie Masseuse, später Badedirektorin und kann ihre Kinder in die besten Schulen schicken. Gesellschaftlich ist sie natürlich ganz unmöglich geworden, und die Kollegen und Freunde ihres verstorbenen Mannes kennen sie kaum, deren Frauen überhaupt nicht mehr und sprechen nur mit ihr, was in der Badeanstalt unvermeidlich ist. Was braucht aber diese Frau sich auch so wenig „standesgemäß“ zu benehmen — sie konnte sich doch einrichten und mit 37,50 Mark monatlich mit ihren drei Kindern „standesgemäß“ leben. Daß sie ihren Beruf mustergültig erfüllt und schon vielen Kranken Linderung verschafft hat, darf zu ihren Gunsten nicht geltend gemacht werden — die Sache ist nun einmal nicht „standesgemäß“.

Diese Beispiele sprechen für sich. Sie bezeugen die kurzsichtige Engherzigkeit weitester Kreise unseres Volkes. Man begegnet ihr am meisten in den Familien, die durch glückliche Umstände rasch zu Vermögen gekommen sind, in denen noch die Tradition fehlt und nicht saure Arbeit in mehreren Generationen die Wohlhabenheit bedingt. Aber auch bei sogenannten Gebildeten finden wir die gleiche Auffassung. Paßt sie noch in unsere Zeit?

Wir rühmen unser Volk als ein arbeitsames Volk. Aristoteles, der berühmte Denker der vorchristlichen Zeit, lebte in dem Wahn: „Wer ein Handwerkerleben führt, der kann nicht die Werke der Tugend verrichten. Nach der Anschauung „des Deutschesten der Deutschen“, Luthers hingegen, übt die Magd, welche die Straße kehrt, und dieses im rechten Sinne tut, Gottesdienst. So ist heute bei allen Deutschen, bei denen die sittliche Auffassung eine geordnete ist, die Arbeit geadelt, und nur der arbeitende Mensch, ohne Rücksicht auf die Art derselben, gilt als ganzer Mensch. So gibt es keine Arbeit, die entehrt, keinen Beruf, der eines Menschen, in welcher Lebenshaltung er sich auch befindet, nicht würdig und damit nicht „standesgemäß“ wäre.

Welche Aufgabe erwächst nun aus den gegebenen Tatsachen für die Schule?

Für das Leben hat die Schule vorzubereiten. Es wird darum als eine der schönsten Früchte der Schularbeit zu betrachten sein, wenn es gelingt, die Zöglinge mit dem Willen zur Arbeit auszustatten, mit dem „Verlangen nach einer Zusammenfassung der Kräfte im Dienste eines Berufes, damit im Dienste der Kulturgesellschaft, damit nach religiöser Auffassung im Dienste Gottes.“ Mit Recht betont ein Leipziger Pädagoge, daß wir diese Sehnsucht nach einer solchen Konzentration

der Kräfte im Dienst einer „Kulturaufgabe“ nicht tief genug in den jungen Seelen einpflanzen können. „Es muß unseren Mädchen als ein Frevel an der Kultur, ja als eine Auflehnung gegen den Willen Gottes erscheinen, wenn sie nach ihrer Schulzeit jahrelang ihre Kräfte nur in spielender, unzusammenhängender, zielloser Tätigkeit gebrauchen wollten.“ Die Schule hat die Aufgabe, „den Gedanken, daß jeder Mensch zur Mitarbeit an den Kulturaufgaben seines Volkes verpflichtet ist, tief in das Geistes- und Gemütsleben der Schülerinnen sich einzuwurzeln zu lassen und ihm eine weitreichende Motivationskraft zu verleihen. Gerade unsere Zeit mit ihrem tiefensten Charakter zwingt uns zur schärfsten Kritik der Daseinsweise vieler Töchter der höheren Stände. Dieses Hinleben, durch das kein großer teleologischer Zug geht, muß unsern Schülerinnen tief verächtlich erscheinen. Sie müssen Klarheit darüber erhalten, daß das „Idyll“, auf das sie sich vielleicht freuen, in unserer tragisch gespannten Zeit eine Kultursünde, eine Kraftvergeudung ist, die sich das Bürgertum nicht leisten kann. Sie dürfen nicht von der Schule gehen, ohne verstanden zu haben, daß es jetzt für den dritten Stand gilt, ein Kulturmaximum zu leisten. Jede muß sich innerlich verpflichtet fühlen, in der Form der Berufsarbeit an der Kulturaufgabe des deutschen Bürgertums mitzuwirken.“

Durch die **Erlernung eines Berufes** wird der Tochter die Lust und Freude zur Arbeit, die ihr die Schule als Bestes mitgeben konnte, erhalten und erhöht. In der Ausübung desselben gewöhnt sie sich an Selbständigkeit, ernste Pflichterfüllung, Sparsamkeit und zielbewußtes Wollen. Sie erfährt an sich selbst den Wert regelmäßiger, nützlicher Arbeit und stählt ihr Gefühl der Verantwortlichkeit gegen sich und die Gesellschaft. Sie bekommt durch die Berufstätigkeit Einsicht in die Struktur des gesellschaftlichen Organismus, in dessen unendlichem Räderwerk sie sich als dienendes und verdienstliches Glied eingeschaltet sieht. Nur durch die praktische Ausübung eines Berufes gewinnt sie die Eigenschaften, die ihr einstmals als sparsame Hausfrau und teilnehmende Gattin, die der erwerbenden Tätigkeit ihres Mannes volles Verständnis entgegenbringt, nicht fehlen dürfen. *) Sie hat den Wert regelmäßiger Arbeit an sich selbst erfahren und weiß ihr Familienheim mit dem Segen ihrer Arbeitskraft und Arbeitsfreude zu beglücken. In ihrem beruflichen Wirken hat sie den Weg kennen gelernt, der das Erdendasein zu einem paradiesischen macht, wenn anders Carneri recht hat, der sagt: „Der nicht zur Ueberzeugung kommt, daß nur der arbeitende Mensch ein ganzer Mensch ist, und daß es ohne Arbeit keine wahre Heiterkeit gibt, dem könnte kein Gott das Reich der Glückseligkeit erschließen.“ Darum keine wertvollere Gabe als die Arbeitslust, und diese erhält und nährt nur zielbewußte Arbeit! Darum keine Pension, die nur Geld kostet und zu nichts nütze ist! Auch der Schliff, die sogenannte gesellschaftliche Bildung soll ferner nur mit und neben ernster Arbeit gelehrt und gelernt werden. Mütter, Eltern! Bildet eure Töchter planmäßig aus für das Hauswesen, für irgend eine Erwerbsarbeit und den Kaufladen, in Haushaltungs-, Gewerbe- und Handelsschulen, bildet sie aus als Krankenpflegerinnen, als Lehrerinnen, Erzieherinnen oder Künstlerinnen oder in sonst irgend einem Berufe! Ihr gebt dadurch euren Töchtern einen Lebensinhalt und zeigt ihnen den Weg zur Glückseligkeit. Ihr bereitet sie aufs beste vor und stattet sie am herrlichsten aus für den vor-

*) Vgl. Minna Westermayr-Lanzendorfer, Unsere Tochter, Kellerer, München 1907 Brief IX, Berufsbildung, p. 43 ff.

nehmsten aller Frauenberufe, dem sie kraft ihrer Erziehung in Schule, Haus und Leben als eigentlichen Lebensinhalt gegenüberstehen werden, für den Beruf der Frau und Mutter.

Erschrecket nicht, Eltern, über die scheinbar unerhörte Forderung! Wir leben in einer veränderten Zeit mit neuen Ansichten, neuen Aufgaben und neuen Zielen.

Dass sich eure Töchter in Schule und Haus mit Weisheit und Tugend schmücken, ist euch recht. Ihr müßt euch aber auch an den Gedanken gewöhnen, daß der moderne Mensch in der Arbeit den fundamentalen Angelpunkt seines physischen, geistigen und sittlichen Wohlbefindens zu erkennen und verehren gelernt hat.

Ihr wollt das Glück eurer Töchter. Nun, so müßt ihr auch wollen, daß sie arbeiten, ernst arbeiten und sich schämen zu ländeln; daß sie sich betätigen im Dienst der Gesellschaft und nicht müßig gehen.

Die Arbeit gilt als wesentliches Attribut des deutschen Geistes. Sie ist vom Begriff des vollkommenen Deutschen unlösbar. Ihr wollt Deutsche sein. So erzieht durch Arbeit in euren Töchtern den deutschen Männern deutsche Frauen!

